

C. C. Humphreys
 »Vlad«
 Übersetzt von Andreas Brandhorst
 Heyne Verlag, 2010, 624 Seiten
 ISBN 978-3-453-52597-9

Rezension

Dracula – ein Name, der Erwartungen weckt. Fast jeder wird mit diesem Namen den Vampir verbinden, ein paar Wenigen wird vielleicht auch der Name Vlad der Pfähler ins Gedächtnis kommen, doch wer war der Mann hinter dem Namen? Was bewog ihn zu seinen Taten? Fragen, die zumeist offen bleiben, die schlicht nicht interessieren.

Doch ist dies wirklich so, ist der Mann hinter dem Mythos tatsächlich so uninteressant?

Mitnichten. 1431 in der Walachei geboren, werden Vlad und sein kleiner Bruder Radu als Geiseln an den türkischen Hof gebracht. Dort lernen sie nicht nur den Koran, Schrift und Sprachen des Orients kennen, sondern auch Mehmet, den türkischen Kronprinzen, der den ungläubigen Vlad hasst, wie keinen anderen. Weitab vom Königshof wird Vlad in der Kunst der Folter unterrichtet, soll er doch, einmal für die Sache des türkischen Königs gewonnen, Feinde des osmanischen Reiches vernichten.

Als Vlad der Pfähler wird er in die Geschichte eingehen. Als ein Mann, der Feinde und Gegner, Verbrecher, Frauen und Kinder grausam zu Tode gepfählt hat. Doch was bewog ihn zu seinen Taten? Wer war der Mann hinter der Bestie, der Mann, der selbst die übermächtigen Türken das Grauen lehrte?

Der Graf von Pècs befiehlt 1481 im Beisein eines Abgesandten des Papstes auf Burg Poenari die Wahrheit hinter den Überlieferungen, den Sagen und Märchen die sich schon kurz nach seinem Tod um Dracula rankten, zu erforschen. Drei Gefährten des kleinen Drachen werden als Zeugen ver-

nommen, drei Gefangene, die ihrem Freund, Liebhaber und Idol in besonderer Weise zugetan waren. Sie, die ihm im Leben am nächsten standen, die sich mit schuldig gemacht haben, berichten aus ihren ganz persönlichen Erinnerungen von einem Mann, der, getrieben von seinem Kismet, sich als Speerspitze Gottes zur Befreiung des muslimisch besetzten Konstantinopels sah ...

Ein weiterer, optisch interessant aufgemachter Vampirroman, so dachte ich, als ich das Buch zu Hand nahm. Keine sieben Stunden später und nach einer wahren Marathonsitzung, muss ich dem Roman konstatieren, mich nicht nur positiv überrascht, sondern auch mein Bild des Mannes hinter dem Namen verändert zu haben.

Schon einmal, in Elizabeth Kostovas »Der Historiker«, erhielten wir eine Art Blick hinter die Kulissen des Mythos. Damals und hier gingen die Verfasser von den historisch gesicherten Daten und Überlieferungen aus, um ein glaubwürdiges Bild eines von Eifer getriebenen, aber auch bewusst barbarisch handelnden Mannes zu zeichnen. Beide vermeiden dabei, den Mann und seine Taten zu verherrlichen, beschreiben mit Abscheu die Pfählungen und Morde des Führers der Walachei.

Vorliegend aber wird kein Vampir näher beleuchtet, sondern ein Anführer, der nach seinem Tod von den Herrschenden mit Hilfe von Flugblättern verunglimpft wurde. Ähnlich wie heute faszinierte die Menschen damals zweierlei – Sex und Gewalt. Und damals wie heute wissen findige Demagogen, dieses für ihre Zwecke auszunutzen. So wandelte man die durchaus hehren Motive Vlads ab, verschwieg seine Errungenschaften um Sicherheit und Wohlstand der ihm unterstellten Ländereien und präsentierte den Lesern eine Bestie in Menschengestalt.

Geschickt nutzt der Autor die drei fiktiven Sichtweisen der Wegbegleiter des Sohnes des Teufels – wie Dracula übersetzt bedeutet –, um hier ein überzeugend realistisches, atmosphärisch unheimlich dichtes und auch in Details stimmiges und faszinierendes Bild zu zeichnen.



Carsten Kuhr



Dave Duncan
 »Omar, der Geschichtshändler –
 Die Straße der Plünderer«
 Übersetzt von Michael Krug
 Bastei-Lübke, 2010, 415 Seiten
 ISBN 978-3-404-20614-8

Rezension

Was braucht es, um einen Fantasy-Bestseller zu schreiben? Nun, eine mittelalterliche Welt ist von Vorteil, muskelbepackte Recken voll edler Gesinnung, betörende Maiden voller Anmut, Grazie und Sittsamkeit, Schätze und Geheimnisse, Belagerungen, Kriege und Verrat und ein paar in die Handlung eingreifende Götter kommen meist auch ganz gut zur Geltung. Das liest sich dann, je nach Können des Autors, recht flott und Unterhaltsam, lässt bei näherer Betrachtung jedoch zwischenzeitlich ein wenig die großen Überraschungsmomente missen.

Dave Duncan geht die übliche Geschichte ein wenig anders an. Auch er erzählt von der Belagerung einer mächtigen und reichen Metropole durch Barbarenhorden, von Kämpfen und einer korrupten Priesterschaft, vom Aufstieg und Fall ganzer Reiche. Doch in den beiden ersten von insgesamt vier Romanen um den Geschichtenerzähler Omar – oder Homer, wie er mancherorts genannt wird –, stehen nicht etwa die charismatischen Helden im Kampf um Macht und Ehre im Zentrum der Erzählung. Nein, ein kleiner, unauffälliger Beobachter, der von den Göttern immer wieder an die Brennpunkte des aktuellen machtpolitischen Geschehens entsandt wird, um die Ereignisse zu bezeugen und publik zu machen, ist unser Erzähler.

Omar ist ein eigenwilliger Held – soweit diesen Ausdruck auf ihn überhaupt zutrifft. Nicht groß, nicht klein, eher zäh als stark, gewitzt und mit allen Wassern gewaschen, dem holden Geschlecht ebenso zugetan wie den lukullischen Genüssen oder dem Hochprozentigen, hat er sich mit seiner Rolle als ewiger Chronist erst abgefunden, später dann angefreundet. Es gibt kaum etwas, das er nicht gesehen, bei dem er noch nicht Zeuge war.

So erträgt er seine Versklavung zur Beginn des ersten Romans mit Fassung, weiß er doch aus langjähriger Erfahrung, dass sich das Blatt nur allzu bald wenden kann, und die Götter für die Sicherheit ihres Beobachters zu sorgen wissen. Die Metropole Zanadon wird von wilden Barbaren bedroht. Als Stadt, die dem Gott des Krieges geweiht ist, konnte die beschützt auf einem Berg gelegene Stadt in ihrer wechselvollen Geschichte immer sicher sein, dass sie letztlich durch das persönliche Einschreiten ihres Gründers vor jeglicher Gefahr gerettet würde. Doch diesmal lässt die Manifestation des Kriegsgottes auf sich warten. Und so hecken der Hohepriester und der Vorsitzende der örtlichen Händler einen Ersatzplan aus. Ein tumber, gewaltverliebter Schlagetot soll die Rolle des Gottes übernehmen und die Krieger der Stadt motivieren. So weit, so gut, doch unsere Ränkeschmiede haben ihre Rechnung ohne die Götter gemacht. Und auch Omar hat seine Hand im Spiel, als einmal mehr Geschichte geschrieben wird.

Im zweiten Teil schlägt es unseren Barden mitten im Winter in eine einsame und abgelegene Herberge. Dumm nur, dass er sich vor rund einem Jahr ausgerechnet dort auf Französisch verabschiedet hat und der Wirt vom nachtragenden Typ ist. Als Buße soll er, nach einer körperlichen Züchtigung und seiner Kleider entledigt, dem bitterkalten Schneesturm ausgesetzt werden. Doch Omar wäre nicht

der Welt bedeutendster Geschichtenhändler, könnte er sich nicht mittels seines Mundwerks aus fast jeder Bredouille retten. Er bietet einen Geschichtenwettbewerb an. Der Preis: sein vorläufiger Verbleib in der warmen Gaststube. Vor den Augen und Ohren der Gäste lässt er die Geschichte des Reiches Verlia Revue passieren. Über die Jahrhunderte hat ein Barde namens Omar die wechselhaften Geschehnisse des Landes begleitet. Der erste Aufstieg des Reiches der hundert Götter, die Demokratisierung der sieben Städte, die Eroberung des Landes durch die Pferdereiter und der anschließende Befreiungskampf nehmen in den abenteuerlichen Geschichten Gestalt an. Doch werden die Geschichten Omars genügen sein Leben zu retten, und woher nur weiß Omar so genau über Geschehnisse Bescheid, die Jahrhunderte zurückliegen? Ist er selbst unsterblich, ein Gott oder nur ein ausgekochtes Schlitzohr?

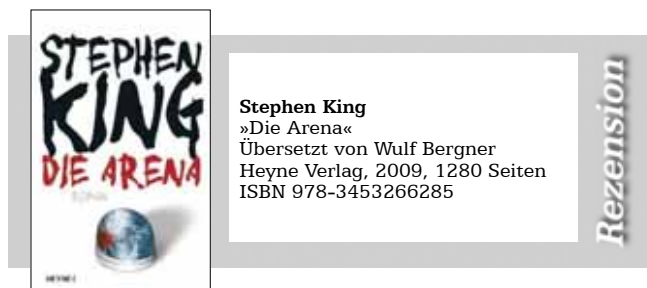
Dave Duncan ist ein alter Hase im Geschäft. Er weiß, wie er seine Leser an den Haken bekommen kann und was seine Fans fasziniert. Dabei vermeidet er geschickt, allzu ausgetretene Pfade zu beschreiten oder sich selbst zu wiederholen.

Mit Omar hat er einen ungewöhnlichen Protagonisten geschaffen. Bis zum jeweiligen Finale bleibt unklar, ob Omar nur wirklich der unsterbliche Zeuge der Götter ist

oder nur der Welt überzeugendster Lügner. Im Gegensatz zu den Helden aus sonstigen Erfolgswerken ist Omar nicht der junge, strahlende Held, der sein Glück sucht und macht, sondern eine Gestalt, die im Hintergrund steht, selten selbst eingreift, observiert und pointiert und unterhaltsam zu erzählen weiß. Dabei ist Omar bekennender Egoist – er sucht und findet die Nähe der holden Weiblichkeit, genießt die Freuden des Lebens aus vollen Zügen. Nie aber ist er ein wirklich verlässlicher Freund oder Unterstützer der jeweiligen Helden. Diese sind selbst gefordert für ihr Glück zu sorgen, und so manches Mal wird selbst unser wackerer Chronist von der Ereignissen und Entwicklungen überrollt und verblüfft.

Dieser ungewöhnliche Blickwinkel, aus dem die Handlung berichtet wird, und die Lebensweisheiten über egozentrische Menschen und verlässliche Götter oder umgekehrt, die insbesondere der zweite Episoden-Roman für uns bereit hält, machen das Buch zur amüsanten, mitunter urkomischen, dann wieder rührenden Lektüre, gespickt mit Lebensweisheiten und einer gekonnt vielfältigen Personenzeichnung.

Carsten Kuhr



Stephen King
»Die Arena«
Übersetzt von Wulf Bergner
Heyne Verlag, 2009, 1280 Seiten
ISBN 978-3453266285

In seinem neuesten Mammut-Buch geht der Bärtige aus Maine »back to the roots«. King macht das, was er wie fast kein anderer im phantastischen Genre beherrscht: Er beschreibt minutiös das Leben in einer Kleinstadt, die Sehnsüchte und Ängste der Menschen und die dunklen Geheimnisse, die hinter der scheinbar so harmlosen und friedlichen Fassade lauern. Wie schon zuvor in »Der Nebel« oder »In einer kleinen Stadt« zeigt King auch in »Die Arena«, dass jeder seine sprichwörtlichen Leichen im Keller verborgen hat. Und dass meist nur ein kleiner ungewöhnlicher Anlass oder das Wirken einer einzigen Person ausreichen, um diese Gespenster gewaltsam ans Tageslicht zu zerren.

In »Die Arena« ist es allerdings ein alles andere als »kleiner Anlass«, der das Leben des kleinen Städtchens Chester's Mill vollkommen aus den Fugen geraten lässt. Urplötzlich hat sich eine unsichtbare Barriere um den gesamten Ort gelegt, kein Lebewesen kann rein oder raus. Erst als Autos und sogar Flugzeuge an der unheimlichen Mauer zerschellen, beginnen die Eingeschlossenen langsam, das Ausmaß zu begreifen. Fast scheint es, als habe eine unbekannte Macht, ein zürnender Gott oder ein verrückter Wissenschaftler eine gigantische Käseglocke über Chester's Mill gestülpt. Wegen seiner geschlossenen und gewölbten Form wird das Phänomen bald nur noch als der »Dome« bezeichnet.

An den Außengrenzen der gewaltigen Hülle postieren sich Einheiten des Militärs, doch ihre Versuche, die hauchdünn scheinende Haut des Dome zu durchbrechen, scheitern kläglich. Selbst der Einsatz von Marschflugkörpern endet in einem flammenden Fiasko. Kann es sein, dass sich die Hülle nur von innen heraus zerstören lässt?

Einer der Eingeschlossenen ist Dale »Barbie« Barbara, ein Gelegenheitsarbeiter und Ex-Soldat; von höchster Stelle wird er als Soldat »reaktiviert« und zum Stadtkommandanten ernannt. Diese Maßnahme kommt allerdings viel zu spät; längst hat ein anderer im Ort die Gunst der Stunde für sich genutzt. James Rennie ist eigentlich nur ein mit allen Wassern gewaschener Gebrauchtwagenhändler und

der zweite Stadtverordnete von Chester's Mill, als er allerdings die Dimension der Ausnahmesituation begreift, sieht er für sich die einmalige Chance gekommen, endlich die politischen Geschehnisse der Stadt nach seinen Vorstellungen zu lenken. Geschickt im Hintergrund agierend beginnt er damit, die Polizei durch jugendliche Halbstarke zu »verstärken«. Auf seinem Weg zum Diktator geht »Big Jim« über Leichen. Seinem Widersacher Barbara lastet er geschickt eine Reihe von Morden an und lässt ihn hinter Gitter bringen. Von nun an ist jeder, der gegen Rennie ist, in akuter Lebensgefahr. Es kümmert den machthungrigen Politiker dabei nicht, dass ihn die halbe Welt bei seinem Treiben beobachtet. Schließlich kann niemand etwas gegen ihn anrichten. Unaufhaltsam stürzt Chester's Mill in einen blutigen Strudel aus Korruption, Mord und Zerstörung. Doch gleichzeitig droht eine weitaus schrecklichere Bedrohung. Noch ahnt niemand, dass für alle Einwohner die Zeit unerbittlich abläuft.

Abgesehen von der mysteriösen Barriere (die an die unsichtbare Grenze in John Wyndhams »KuckucksKinder« erinnert) sind die »Zutaten« geläufig: Man nehme eine kleine Stadt, füge ein außergewöhnliches Ereignis hinzu, isoliere die Menschen und schaue zu, was geschieht. Insoweit wandelt King auf vertrauten Pfaden; ungewöhnlich ist allerdings der Umfang des Romans. Auf beinahe 1300 Seiten lässt King mehr als 100 Protagonisten aufmarschieren, die den »Dome Day« und seine Auswirkungen erleben. In epischer Breite und zuweilen auch recht langatmig wird das Geschehen vor dem Auge des Lesers enthüllt. »Die Arena« ist ein gutes und lesenswertes Buch (das weit über der Qualität von »Puls« und »Love« steht), gar keine Frage; dennoch bereitet es einige Mühe, sich durch die unzähligen Seiten zu wühlen. Ein Gefühl, das sich in dieser Form weder bei »Es« oder »Das letzte Gefecht«, ja selbst nicht bei Kings Dark-Tower-Zyklus einstellte. Weniger wäre hier eindeutig mehr gewesen. Angesichts des Umfangs der Geschichte wird auch die Erklärung und Lösung des »Dome-Phänomens« äußerst knapp abgehandelt. Ein weiteres Indiz dafür, dass es King in erster Linie um die »Herr der Fliegen trifft LOST«-Situation der Menschen ging. Das phantastische SF-Setting ist lediglich schmückendes Beiwerk.

»Die Arena« ist trotz ihrer Monumentalität leider kein Anwärter auf einen der Top-Plätze innerhalb des kingschen Oeuvres, belegt aber unzweifelhaft einen Rang im oberen Mittelfeld.

Andreas Wolf





Charlene Harris
 »Ein eiskaltes Grab«
 Übersetzt von Christiane Burkhardt
 dtv, 2010, 301 Seiten
 ISBN 978-3-423-21196-3

Rezension

Harper Connelly – die Frau, die, nachdem ein Blitz durch ihren Körper fuhr, die Geister der Toten entdecken und deren Todesart sehen kann – wird nach Doraville gerufen, ein kleines Kaff in North Carolina.

Es ist Winter, und das heißt in North Carolina, dass es kalt ist, bitter kalt. In dem kleinen Ort sind in den letzten Jahren immer wieder Jungen zwischen vierzehn und achtzehn Jahren verschwunden. Die Polizei hat sich zunächst damit herausgeredet, dass die Jungs von zu Hause ausgerissen sind, Selbstmord begangen haben oder verunglückten. Doch einige der Verwandten lassen nicht locker.

Kaum angekommen, findet Harper denn auch den Ort, an dem die geschundenen, gefolterten und missbrauchten Leichen der Opfer vergraben wurden. Nun ist es an den Ermittlungsbehörden, den Fall zu übernehmen und den Serienkiller zu jagen – wenn dieser nicht ein Auge auf Harper geworfen hätte, um Rache zu nehmen. Ein erster Anschlag misslingt, befördert Harper aber mit einem angebrochenen Arm und Gehirnerschütterung ins örtliche Krankenhaus. Kurz drauf wird der Täter mit Harpers Hilfe gefasst, die Verbrechen scheinen aufgeklärt. Scheinen – denn irgendetwas an der zu einfachen Lösung stört Harper. Und sie muss für ihren Spürsinn einen hohen Preis bezahlen ...

Bestsellerautorin Charlene Harris ist sowohl in den Staaten als auch bei uns vornehmlich für ihre Sookie-Stockhouse-Titel bekannt. Mittlerweile und nicht zuletzt dank einer auf diesen basierenden, erfolgreichen TV-Serie, hat die Autorin die Bestsellerlisten erobert. Weltweit warten Fans auf Lesenachschub.

Die Harper-Connelly-Romane spielen in einer anderen Liga. Bereits von ihrem Ansatz her – die Protagonisten reisen in den USA umher, um jeweils vor Ort ihre Diensten anzu-

bieten – unterscheiden sie sich markant von dem überaus treffend und einfühlsam portraitierten Leben in Sookies Ort Bontemps. Während dort, in der kleinen Gemeinde, in der sich fast alle kennen, in der viel Interaktion zwischen den Figuren herrscht, wird Harper in jedem Band in ein neues Umfeld gesetzt. Angefeindet ob ihrer Gaben, verwunschen und nur zu oft angegriffen, muss sie sich nicht nur ihrer Gegner, sondern oft auch ihrer Auftraggeber erwehren. Da gibt es kaum Momente des Triumphs, der Freude oder des gemütlich Zurücklehns.

Genau wie unsere Hauptperson sich nirgends wirklich heimisch fühlt, werden auch wir mit den Handlungsorten meist nicht richtig warm. Das liegt nicht an der mangelnden Fertigkeit der Autorin, sondern an der Grundsituation, in der die Handlung abläuft. Zwar versucht Harris auch vorliegend mit ihrer Stärke in der Zeichnung kleiner, ländlicher Ortschaften und deren Bewohner zu punkten, hat es dabei aber ungleich schwieriger als bei der netten, geschätzten und umworbene Sookie.

Dazu kommt, dass uns nicht etwa eine dezidierte Welt des Übernatürlichen erwartet, sondern wir Verbrechen und deren Täter nachspüren. Meist tun sich dabei Abgründe auf. Menschen, Frauen und Kinder werden misshandelt, gefoltert und umgebracht. Das ist kein locker-leichtes Lesefutter wie die Vampir-Saga der Sookie, das ist weit näher an der Realität angesiedelt. Und dies ist auch der Grund, warum sich die flotte Lesefreude bei dieser Serie nicht einstellen kann und wird. Das heißt nicht, dass die Romane nicht faszinieren, doch hier spielt die Autorin auf einer ganz anderen Bühne, so dass die Leser, die nur auf einen weiteren Sookie-Klon warteten, enttäuscht werden.

Vorliegender Band ist von den drei bislang bei uns publizierten Romanen definitiv der Stärkste. Atmosphärisch unheimlich dicht erinnert er an die legendäre TV-Serie »Das Geheimnis von Twin Peaks«. Da wie dort verbirgt sich hinter den scheinbar idyllischen Fassade eines kleinen Ortes viel mehr, als ursprünglich gedacht oder vermutet. Da wie dort tun sich Abgründe auf, muss man immer wieder mit- und umdenken, neu bewerten und hinterfragen. Das ist geschickt, ja fast meisterhaft in Szene gesetzt, und es macht Appetit auf mehr.



Carsten Kuhr



Kim Paffenroth
 »Dying to Live – Vom Überleben unter Toten«
 Übersetzt von Doris Hummel
 Festa Verlag, 2010, 256 Seiten
 ISBN 978-3-86552-091-3

Rezension

Ein Virus breitet sich aus. Ein Erreger, der sich rasant verbreitet und die Menschen in lebende Leichen verwandelt. Das, was man sonst nur aus billigen, meist schlecht gemachten B-Filmchen kannte – Zombies, die die Städte und kleineren Ortschaften heimsuchen –, wird Wahrheit.

Dies ist die Geschichte eines der Überlebenden. Als es passierte, befand sich Jonah, unser Ich-Erzähler, gerade auf einem Schiff mitten im Meer. Als er seinen Fuß wieder an Land setzt, ist nichts so, wie es einmal war. Überall suchen untote Leichen nach Nahrung – lebende Nahrung, vornehmlich auf zwei Beinen. Nur ein Kopfschuss oder das Brechen des Genicks beschert den Infizierten die ewige Ruhe. Angezogen von Geräuschen, kesseln sie die wenigen Überlebenden ein und verbreiten mittels eines Bisses ihr Gift.

In dieser Welt wandert unser Erzähler von Ort zu Ort. Eines Tages trifft er auf ein Refugium Überlebender. In einem Museum haben sie sich verschanz und versuchen Tag für Tag, die sie bedrängenden Toten zurückzuschlagen und die

Zivilisation zu bewahren. Bei ihnen findet Jonah einen Ort, an dem er seine Menschlichkeit überdenken, sich selbst und seinen Platz in der Welt neu definieren kann.

Immer wieder gilt es, auf Streifzügen außerhalb des befestigten Ortes Nahrungsmittel und dringend benötigte Gegenstände heranzuschaffen. Auf ihren Expeditionen stoßen sie neben jeder Menge Untoter auch ab und an auf Überlebende. Es gelingt ihnen, einige zu retten, bevor sie selbst von den gegen ihre Umgebung hermetisch abgeschotteten Insassen eines Gefängnisses überwältigt werden. Das Los, das ihnen droht, zeigt, dass die Unmenschlichkeit kein alleiniges Refugium der Zombies ist. Sie werden missbraucht, geschunden und geschändet bevor ein Zombie-Messias und ihre Freunde zu Rettung eilen können ...

Zombie-Romane, ich gebe es gerne zu, sind nicht ganz mein Fall. Zu uniform scheint die Handlung durch die Vorgabe der tumben wandelnden Leichen zu sein, zu abschreckend sind mir auch die Bilder der entsprechenden Filme im Gedächtnis. Insoweit ging ich mit leichten Ressentiments an die Lektüre, wurde aber bald eines Besseren belehrt.

Auch Paffenroth beschreibt die Angriffe der menschenfressenden Toten auf die wenigen Überlebenden der Infektion, lässt zerstörte, menschenleere Städte und Landschaften auf uns wirken. Es gibt jede Menge grausam und detailreich ausgearbeiteter Kämpfe, die nichts für Leser mit einem schwachen Magen sind. Da werden Gliedmassen abgerissen, in Bäuche und Gedärme gebissen, Köpfe eingeschlagen, bis dass das Gehirn nur so spritzt. Dies ist aber nur ein Aspekt des Buches.

Wichtiger ist dem Autor aufzuzeigen, wie die wenigen Überlebenden mit dem Grauen, das sie umgibt umgehen. Der »Tunnelblick« ist solch ein geflügeltes Wort, die Leblosigkeit die sich in den Augen derjenigen zeigt, die das Geschehen nicht mehr ertragen oder verarbeiten können. Daneben präsentiert uns der Autor immer wieder Bilder einer fast anheimelnd wirkenden Idylle. Momente, in denen das Leben schön wird, die Probleme verdrängt werden, in der Liebe und Freude ihren Platz haben. Das zarte Pflänzchen der Hoffnung wächst zögerlich, aber immerhin, es gedeiht. In einem fast schon rührselig zu nennenden Finale wird gar ein Zombie-Messias gepriesen, der die Hoffnung

darauf nährt, dass Gott seine Schöpfung doch nicht ganz vergessen oder abgeschriebe hat.

Noch einmal ganz deutlich: Das Buch hält plakative Gewalt für seinen Leser bereit. Das ist nichts für weichgespülte Romance-Fantasy-Fans, es geht zum Teil bestialisch zu. Das allein ist dem Autor aber glücklicherweise nicht genug. Mit viel Einfühlungsvermögen zeigt er uns eine Gesellschaft, die sich, wenngleich angeschlagen und dezimiert, traumatisiert und belagert, nicht aufgibt, sondern nach vorne schaut.

Carsten Kuhr



Brigitte Melzer
»Dämonisches Tattoo«
Ueberreuter / Otherworld, 2010,
415 Seiten
ISBN 978-3-8000-9512-4

Rezension

Ein Serienkiller geht um in Washington, DC. Der Tathergang und die Opfer sind bei jedem der bestialischen Morde gleich. Frauen aus der gehobenen Mittelschicht werden grausam gefoltert, während ihre Ehemänner außer Haus sind. Die ermittelnden FBI Beamten tapen seit Jahren im Dunkeln. Doch dann begeht Agent Frank Cassell einen Fehler – er fordert, entgegen dem Rat der Psychologen, den Täter öffentlich heraus. Seine Frau muss dafür mit ihrem Leben büßen.

Noch am Tatort bietet ein Indianer seine Hilfe an. Mit einem alten Ritual soll dem Profiler des FBI, Chase Ryan, ermöglicht werden, sich auf die Spur des Jägers zu setzen. Chase lehnt ab. Hokuspokus und Scharlatanerie haben doch noch keinen Verbrecher hinter schwedische Gardinen gebracht. Die Morde gehen weiter. Auch wenn Chase die Hilfe des Indianers zurückweist, ein anderer glaubt an die Kraft des Rituals. Frank will Rache für seine bestialisch ermordete Frau. Um den Täter zu strafen, ist ihm jedes Mittel recht. Er entführt seinen früheren Freund und Kollegen Chase und lässt ihn das magische Tattoo stechen. Überlieferungen besagen, dass das, was einem der beiden durch das Tattoo verbundenen Personen passiert, auch dem anderen widerfährt. Wenn Chase stirbt, wird auch der Serienkiller das Zeitliche segnen – so der Plan. Dass Chase mit Hilfe der Reporterin Kate die Flucht gelingt, ist allerdings nicht vorgesehen. So beginnt eine Jagd, die Killer und Jäger, Opfer und Täter miteinander verbindet – bis dass der Tod sie scheidet ...

Brigitte Melzer, die Queen der deutschsprachigen Romance-Vampir-Fantasy, wandelt auf neuen Pfaden. Nach einem

überzeugenden Debüt im High-Fantasy-Bereich (»Whisper«, »Königin der Diebe«), Jugendbüchern und Schotten-Vampyre versucht sie sich nun auf den Spuren eines Hannibal Lecters. Und das Ergebnis kann sich wahrlich sehen lassen. Von der ersten Seite ab spannend und voller unerwarteter Wendungen, fiebert der Leser bei der Suche nach dem Täter mit. Geschickt gelingt es der Autorin, die beginnende Zuneigung der jungen Reporterin und des mit seinem Beruf verheirateten Profilers überzeugend darzustellen. Das ist weit davon entfernt, romantisch verklärt zu sein; da fliegen zunächst die Fetzen, da herrschen Misstrauen und Abneigung vor. Je mehr sich die zwei unterschiedlichen Personen kennen lernen, umso interessanter wird dieses Spiel um die Erforschung des eigentlich unmöglichen Gegenübers.

Dies wird allerdings unauffällig in die eigentliche Handlung eingebaut. Im Vordergrund steht ganz die Jagd auf den unbekanntem Täter. Dass beide sich wechselseitig in den Kopf sehen, sich in Gedanken austauschen können, macht die Sache brisant. Welcher Wille wird obsiegen, wer ist der Schlauere? Das Duell hält den Leser auf Trab.

Dass sich mit dem Opfer-Täter Frank ein weiteres Element einmischt, trägt zur inneren Dramatik bei. Man kann gut nachvollziehen, wie der seine Frau durch den Killer verlorene Mann innerlich zerbricht. Er selbst hat den Täter herausgefordert, gibt sich zu Recht die Mitschuld an der Tat. So sinnlos sein Leben für ihn selbst geworden ist, will er nur eines – Rache, auch wenn dafür Unschuldige leiden, sogar sterben müssen.

Für mich war Frank der interessanteste Charakter des Buches. Auch wenn er im direkten Duell der beiden durch den Fluch Verbundenen nicht direkt beteiligt ist, kann man seine Reaktion zwar nicht gutheißen, aber doch verstehen. Inhaltlich läuft die Handlung rasant und mitreißend ab, fügt sich das übernatürliche Element des Fluches unauffällig in den Plot ein. Das ist Lesestoff nicht nur für jugendliche Leser. Überzeugend in der handwerklichen Ausführung und fesselnde Unterhaltung – was will man mehr?

Carsten Kuhr



Jörg Kastner
»Teufelssohn«
Knaur Verlag, 2010, 432 Seiten
ISBN 978-3426632888

Rezension

Zwei Monate sind seit den Ereignissen in »Teufelszahl« vergangen. Commissario Claudia Bianchi hat seitdem nichts mehr von Paul Kadrell gehört und geht davon aus, dass er Selbstmord begangen hat. Es bleibt ihr allerdings kaum Zeit, über die Vergangenheit nachzugrübeln, da eine mysteriöse Botschaft bei der Polizei eingegangen ist. Bei dem anstehenden feierlichen Akt, der offiziellen Verkündung der neuen

Zusammenarbeit des Forum Romanum mit den vatikanischen Museen, sollen zwei Menschen vor laufenden Kameras sterben. Noch verwirrender ist der letzte Satz der Drohung: »Es sei denn, Commissario Bianchi kann es verhindern.«

Claudia kann sich keinen Reim darauf machen, welcher Verrückte es ausgerechnet auf sie abgesehen haben sollte. Und dann trifft alles so ein, wie vorausgesagt. Trotz geheimer Überwachung der Zeremonie durch Hundertschaften der Polizei kommt es zum Fiasko. Mitten während der Festreden stürzt sich der Direktor der vatikanischen Museen mit seiner Kollegin vom Forum in den Tod. Sollte dies nur ein bizarrer Zufall gewesen sein? Nur wenig später versuchen Unbekannte, Claudia zu entführen; nur mit der Unterstützung ihres Kollegen Aldo gelingt es ihr, den Anschlag zu vereiteln. Wie es scheint, gehören die Attentäter zu einer geheimen Sekte, die den Gott Janus anbetet. Doch warum sind diese Menschen hinter der Commissario her? Und kann

es sein, dass die »Söhne der Alten« und die »Janus-Jünger« ein und dieselbe Gruppe sind?

Auf ihrer Suche nach den Hintergründen entdeckt Claudia eher zufällig Paul Kadrells Zufluchtsort. Der ehemalige Jesuitenpater hat keinen Selbstmord begangen, in der Verwirrung um sein scheinbar düsteres Erbe allerdings auch nicht gewagt, erneut mit Claudia Kontakt aufzunehmen. Die Verwirrung ist auf Claudias Seite nicht geringer, erwartet sie doch ein Kind von Paul.

Immer tiefer verstricken sich die beiden in die Mächenschaften der Janus-Sekte, bis Claudia schließlich erkennt, dass ihr ungeborenes Kind offenbar eine wichtige Rolle im Plan der Verschwörer spielt.

Im zweiten Teil seiner Teufels-Trilogie brennt Kastner erneut ein turbulentes Actionfeuerwerk aus Intrigen, Verfolgungen, Anschlägen und Entführungen ab. Es macht Spaß,

der kinofilmartigen Handlung zu folgen. Dass dabei zuweilen tiefer gehende, ruhige Passagen fehlen, nimmt man dem Autor nicht krumm. »Teufelssohn« ist – wie schon zuvor »Teufelszahl« – gut recherchiertes und atemlos erzähltes Popcornkino für den Kopf. Und das ist durchaus positiv gemeint. Kastner versteht es nämlich schnell und packend zu erzählen, ohne ins Kitschige abzugleiten. Anders als im ersten Teil endet Teil Zwei nicht mit einem Cliffhanger; ohne Zweifel wird dem Leser aber auch im Finale ein krönendes Verschwörungs-Action-Spektakel präsentiert werden, angesiedelt irgendwo zwischen »Sakrament« und »Rosemaries Baby«. Ich jedenfalls warte schon gespannt auf »Teufelsreich« (?) oder »Teufelsfluch« (?).

Andreas Wolf

